

Bären sehen dich an...

Autor(en): **Christen, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 17

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637955>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bären sehen dich

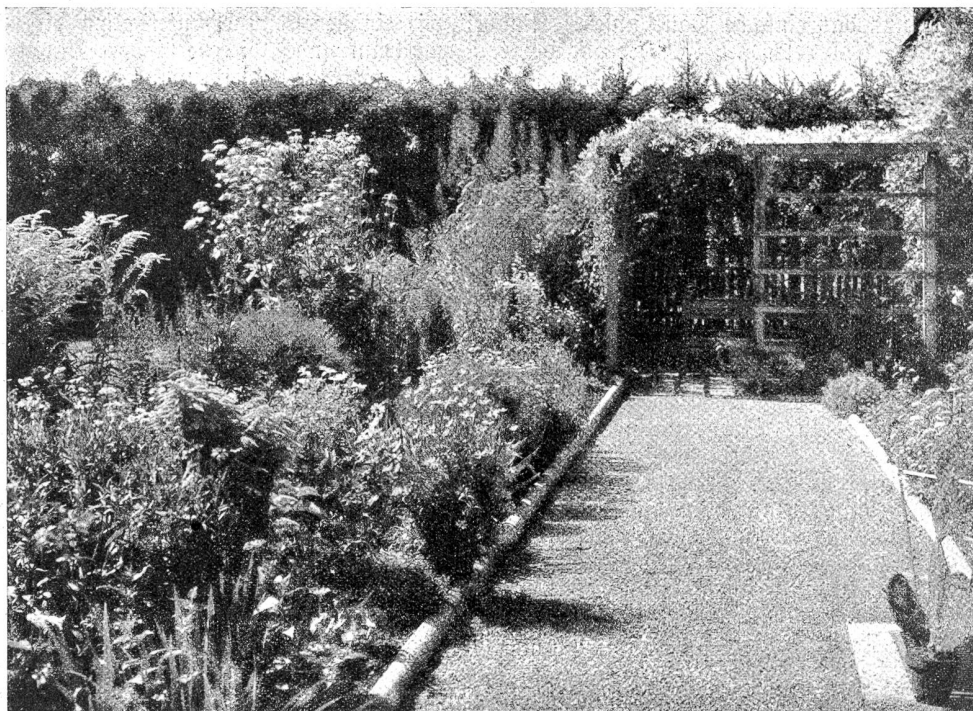
an

Von Peter Christen.

Wer einmal Zeit hat zu einem größern Bummel und doch nicht recht weiß wohin, wird sich vielleicht unverhofft plötzlich am Bärengarten finden. Die Stunde, welche man hier zubringt, wird nicht verloren sein. Sowohl der eingefleischte Berner, der aus Sympathie und traditioneller Treue seinen Wappentieren einen Besuch abstattet, wie der Freund der stummen Kreatur, kommen bei einem Besuch bei den Mäusen voll- auf auf ihre Rechnung.

Er ist zwar kein „Bärenhimmel auf Erden“, unser Garten. Es fehlen die Tannenurwaldregionen, die felsigen Hänge, die honigbehangenen Nester wilder Bienen und der weiche Teppichboden moosiger Erde. Vor Monden haben unsere Stadtväter in jede Abteilung des Bärengartens wieder eine neue, breitästige, grüne Tanne gesetzt, alle drei von einem Wirt in Münstingen geschenkt. Aber die Bäume sind bereits arg zerzaust, in kurzem werden sie als abgenagte, dürre Stangen nur noch in beschränktem Maße den Kletterkünften dienen können und wie traurige Fragmente einer einst herrlich schönen Waldtanne wirken.

Drei junge Bärlein, um die Mitte Februar geboren,



Kleiner sonniger, heckenumhegter Staudengarten mit schattiger Wohnlaube als Abschluss einer schmalen Kiesterrasse. Gartenarchitekten Gebr. Mertens, Zürich.

haben kürzlich unter der Obhut ihrer besorgten Bärenmutter „Berna“ ihren ersten öffentlichen Ausgang im Garten unternommen. Bärenkinder sind allerliebste. Die niedliche Gestalt mit den runden Zupf-Ohren, den lustigen Pelzhöschchen und dem winzigen Stummelschwänzchen entsprechen den kindlichen Vorstellungen vom Teddybär.

Es könnten acht junge Bärchen sein, wenn alle am Leben geblieben wären. Ihrer fünf sind aber an der Pflichtvergessenheit der Mütter zugrunde gegangen. Die Bärin „Julie“, die letztes Jahr drei Junge tadellos aufgezogen, ließ sie diesmal nach der Geburt verhungern. Sie wurde bald darauf erschossen. Und die andere, mit Namen „Räthi“, ein junges Tier, übrigens eine Tochter der vorerwähnten „Berna“, hat es bei ihrem ersten Wochenbett statt ihrer vorbildlichen Mutter der „Julie“ nachgemacht. „Einmal ist keinmal“ — dieser etwas zweifelhafte, aber immerhin doch auch schon bewährte Spruch hat sie für diesmal noch am Leben gelassen. Aber wehe ihr, wenn diese Sünde nochmals passiert! Statt possierlich Rübli zu betteln, wird ihr jeder Braten den Gaumen der vielen Liebhaber eines würzigen Bärenpfeffers kitzeln müssen. —

Die jungen Bären, welche bei ihrer Geburt nicht größer als neugeborene Katzen sind, fühlen sich nach ihrem ersten Ausgang im Garten recht wohl und glücklich. Kein Wunder, da sie ja nie die Reize des Lebens im Urwald gekostet haben und ihre Mutter sich aus pädagogischen Gründen wohl hüten wird, ihnen von der Vergangenheit ihrer Ahnen zu erzählen. Die Käfige kommen den jungen Erdenbürgern wahrscheinlich wie prunkvolle Gemäcker vor, wie ja



Garten des Architekten R. in Obergink b. Breslau. Wesentlich an diesem Bilde ist die gute wohntechnische Ausnutzung der Gartenfläche, vor allem auch des seitlichen Zwischenraumes zwischen Haus und Nachbargrenze. In diesem Beispiel ist trotz geringer Breite mit geringsten Mitteln ein einladender Aufenthaltsraum geschaffen.

auch uns das einfache Haus unserer Kindheit wie ein herrliches Schloß erschienen ist. Der abgedorrte Baumstumpf und der Brunnentrog geben ihnen Gelegenheit zu drolligen Anfangsspielen und Wettrennen, während die Mutter einige Sprossen höher steigt und zum Vater ihrer Kinder in die andere Grabenhälfte hinüberblickt, wo sie ihn kennen und lieben lernte. Sie ist ja auch mit ihrem Lose soweit zufrieden, genießt die Freude ihres Mutterglüdes und denkt schon an die kommende stille Nacht, wo die Kinder enggeschmiegt an ihrem Körper liegen werden. Sie ahnt noch nichts von der Grausamkeit der Menschen, welche diesem Idyll nach drei Monaten ein Ende machen und die Jungen für immer von der Mutter trennen werden. Man weiß ja, wie die Muttertiere an ihren Jungen hängen. Und besonders Bärenmütter sind fürchterlich, wenn es Freiheit und Leben zu verteidigen gilt. Das bestätigen alle diejenigen, welche die Tiere in der Freiheit beobachten können. Welch' namenloser Jammer der stummen, gepeinigten Kreatur verebbt nutzlos hinter den sichern Gittern der Käfige! Es ist doch nicht ganz in Ordnung, daß man freiheitslustige Wildtiere zum Amusement der Menschen zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurteilt. Trotz sorgfamer Pflege und Fütterung bleibt es eine Quälerei. Diese Kreatur befindet sich nur in der Freiheit wohl. Wird nicht einst ihr Schöpfer, der sie hört, unser Richter sein?

Nach dem kürzlichen Abschluß von fünf Tieren sind den noch sämtliche Bären-„Appartements“ wieder besetzt, der Wärter kann seine Pfleglinge nur dank dem „Schichtenbetrieb“ alle am gleichen Tage spazieren lassen. Dieser Umstand des Raummangels ist immerhin ein mildernder Grund dafür, daß halt von Zeit zu Zeit das draconische Urteil „Tod durch Erschießen“ vollstreckt werden muß. Den Graben an seiner jetzigen Lage vergrößern zu wollen, hat natürlich bedenkliche Seiten. Die Stadt Bern schwimmt heute trotz dem Gabus-Fonds nicht im geldlichen Ueberfluß. Dazu müßte man damit schon wieder zügel, aber wohin? Warte man damit bis zum Jahre 1956, damit unsere Mützen auch einmal ein hundertjähriges Jubiläum feiern können. Denn früher hatten sie ihr Lager bekanntlich beim Narbergertor.

Trotz langjährigem Vorsatz habe ich es noch nie dazu gebracht, an einem Bärenpfeffer-Essen teilzunehmen. Viele rühmen es als Delikatess, andere rümpfen die Nase und sagen, das Fleisch sei nichts „Apertes“! Hingegen ist man allgemein darin einig, daß die Taten der Tiere, mit denen sie im Leben so zärtlich (!) zu streicheln wissen, als wirklich famose Lederbissen bei Kennern in hohem Kurse stehen. Es scheint aber, gewöhnlichen Sterblichen sei der Zutritt zu dieser Tafel mit unüberwindlichen Hindernissen versperrt. Bei den glücklichen Bevorzugten handelt es sich allem Anschein nach um lang und streng erprobte Freunde, um eine Art „Bären-Bruderschaft“. Bis die harten Stufen erklettert sind, um in den erlauchten Kreis dieser hohen Hierarchie vorzudringen, sind dem Durchschnittsbürger bereits die Zähne ausgefallen. Man umwickelt das Mundstück seines Pfeifchens mit Bindfaden, stülpt sich ein rundes, blumenverziertes Mützchen auf die Glase und fragt in diesem Zustand den Bärenknecht wahrscheinlich nichts mehr darnach. — Die meisten sind froh, wenn sie täglich noch ihren Zweier Weißen schöppeln können!

Bis zu diesem Zeitpunkt wollen wir es also lieber noch mit den lebenden Bären halten. Wer sich für deren Familiengeschichte interessiert, braucht sich nicht extra an den Wärter zu wenden oder gar eine Chronik nachzulesen. Es gibt genug alte Berner, die ihren Lebensabend tröstlich damit verbringen, die ihnen ans Herz gewachsenen Tiere (bitte nicht wörtlich nehmen!) täglich zu besuchen, mit liebedem Interesse alle Veränderungen zu registrieren. Wie sie merken, daß du gerne etwas darüber wissen möchtest, lassen sie ihrem fachwissenschaftlichen Redestrom freien Lauf

und unterhalten dich über die Bären im allgemeinen und die bernischen Bären im speziellen Stundenlang, wenn du Zeit und Geduld zum Zuhören hast. Daß der amtlich bestellte Bärenwärter ihr „Spezialfreund“ ist, versteht sich von selbst. Dieser Mann steht bei ihnen höher im Kurs als für uns andere selbst fast der Bundesrat! Ohne auf Dividenden erpicht zu sein, erfüllen sie die gleichen Funktionen wie ein Aufsichts- oder Verwaltungsrat. An die Bären-Ehre lassen sie nichts kommen, sogar die Unarten dieses oder jenes Exemplars besprechen und entschuldigen sie mit jener zur Verzeihung bereiten Milde, die hinter jeder bösen Tat immer zuerst den guten Kern sieht. Im Notfall, wenn schließlich alle Argumente durchgehehelt sind und kein neues mehr verfassen will, bleibt immer noch das wichtigste in Reserve, die „Vererbungstheorie“. — Bilde dir ja nicht ein, bei einem solchen Disputat den Sieg davonzutragen! Ruhlose Mühe, und du wirst beschämt inne, wie wenig du von der Tierseele im allgemeinen und dann erst von den geliebten Bären im besondern verstehst. —

Einer dieser freundlichen „Aufsichtsräte“ hat mir kürzlich die ganze Familien-Chronik der Berner-Bären erzählt, während wir bei allen drei Gräben unsere Broden und Rübli spendierten. Der männliche „Sämu“ hatte mein Mißfallen erregt; weil er beim Betteln dem p. p. Publikum ständig seine lange, schmale Zunge herausstreckt. Ueber diese unhöfliche Manier machte ich zu dem neben mir stehenden alten Herrn eine Bemerkung. So fing das Gespräch an und ich merkte sogleich, daß ein sachverständig Eingeweihter zu mir sprach. Von ihm habe ich meine heutigen tiefgründigen Kenntnisse.

Wenn man besagten „Sämu“ sieht, erwartet man von ihm keine Höflichkeit. Sein viereckiger, kantiger Kopf und die böse funkelnden Augen würden auch den furchtlosesten Tierheiligen vor einer persönlichen Begegnung eindringlich warnen. Mein freundlicher „Aufsichtsrat“ sagte mir, die Familie dieses unheimlichen Burschen sei in Rußland heimatsberechtiget. Er hat jedoch die Heimat nie gekannt, weil schon sein gleichgearteter Vater unter dem Namen „Joggi“ in Bern geboren und gestorben sei. Dieser sei doch derjenige gewesen, der vor vielen Jahren einen Studenten in den Graben gezogen und mit einem einzigen Brankenhieb tödlich getroffen habe. Der Sohn sei ein ebenso fürchterlich unheimlicher Charakter, ein wahrer Haustyrann, den alle Bärinnen fürchten. Sie atmen scheint's völlig auf, wenn infolge besonderer Umstände die Ehe wieder geschieden wird. Nach dieser mit noch vielen Einzelheiten geschmückten Auskunft wunderte es mich allerdings nicht mehr, weshalb „Sämu“ sogar den Menschen, die ihm doch nichts zuleide tun, höhnisch die Zunge zeigt! Soll das etwa ein Zeichen der Verachtung sein darüber, ein freilebendes Tier mir nichts dir nichts einfach ohne Befragen lebenslänglich einzusperrern? Es kann sogar als Beweis gelten dafür, daß bei „charaktervollen Persönlichkeiten“ krasse Ungerechtigkeiten den Charakter verderben. — Man weiß doch so viel von freilebenden Bären, die niemandem etwas zuleide tun, wenn man sie in Ruhe läßt.

Ein Hinweis meines Gewährsmannes läßt darauf schließen, daß „Sämu“ nächstes Jahr zu seinen Ahnen abberufen werden soll. Er hat nämlich einen schon erwachsenen Sohn, der ihn bei der Erfüllung der Pflichten eines Familienvaters abzulösen hat. Bewährt er sich dabei, ist der Senior reif zur „Pensionierung“, das heißt, die „Bären-Bruderschaft“ wird wieder zur traditionellen kulinarischen Geheimzirkel vollzählig zur Stelle sein. Besagter Sohn verlobt gegenwärtig seine Flitterwochen. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß er seinem charakteristischen Vater nachschlägt. Das erste Ergebnis wird in einem Jahre zu sehen sein.

Im gleichen Graben spazierte auch der andere Vater, „Riklaus“ genannt. Als niedliches, kleines Baby ist er nach dem Krieg von ungarischen Ferienkindern nach der

Schweiz mitgenommen und den Bernern geschenkt worden. Er wurde auf einer Bärenjagd in den weiten Wäldern eingefangen, wie er an der Leiche der erschossenen Mutter jämmerlich piepste. Das direkte Gegenteil des bösen „Sämu“, sanft, geduldig und folgsam scheint er immer noch der Mutter und dem Drama seiner Jugend nachzutrauern. Er besitzt ein ausgesprochen gutmütiges Gesicht, sein Betragen zeigt in allem etwas wie Melancholie. Es kann doch noch nicht ganz so schlimm sein auf der Welt, denn seine Talente werden geschätzt und der Leumund ist einwandfrei. Der Bärenwärter sowohl wie die „Aufsichtsräte“ zeigen ihm die meiste Hochachtung und Zuneigung. Bei einem derart entgegengesetzten Charakter ist es verständlich, daß er sich mit seinem Partner nicht besonders gut versteht. Die zwei haben das Heu nicht auf der gleichen Bühne! Sie haben miteinander schon etliche handgreifliche Differenzen ausgefochten. Ein ausgeschlagener Zahn bei „Sämu“ und eine weggerissene Krallen bei „Niklaus“ sind für den Sitzegrad einer solchen Menjur gut sichtbare Merkmale. Für längere Zeit tun sie einander nichts mehr zuleide. Wie gewohnt brachte das Frühlingserwachen die Trennung. Sie wurden zum so und so vielen Male wieder verheiratet. Das Paar „Sämu“ spaziert nun am Vormittag, der sanfte „Niklaus“ nachher. Es geht nicht anders. Ein gemeinsamer „Bereins-Ausflug“ würde in einem entsetzlichen, mörderischen Zweikampf enden, denn die männlichen Bären sollen verrückt eifersüchtig sein. Bei den Menschen ist es bekanntlich umgekehrt!

Mein Erzähler und ich waren ob diesen erbaulichen und interessanten Gesprächen mittlerweile auch zu den andern Abteilungen gekommen. Die Chronik wurde von Anfang an wieder aufgerollt. Ich wurde gründlich informiert über den Charakter, die Eltern, Großeltern und Urgroßeltern, die hervorstechenden Merkmale, Tugenden und Untugenden von Vater- und Mutterseite her. Ich vernahm, warum die Bärin „Käthi“ das letzte Mal die Zungen aufgefressen habe, daß sie beim nächsten gleichen Delikt das Testament machen könne; ich erfuhr, wann und warum das „Gritli“ den Durchfall hatte und wie dieser vertrieben wurde; zu welcher Morgenstunde die „Ursula“ probiert habe, dem Wärter durch die Gitter hindurch „eins zu putzen“, sie habe halt diesen hinterlistigen Charakter von ihrer Mutter, der „Berna“ geerbt, diese wiederum habe eine Mutter gehabt, deren Vorfahren in den Karpathen wohnten, und einst an der Kette der Falltüre aus dem Graben geklettert sei zum angstvollen Entsetzen des Publikums, doch sei sie auf den Ruf des Wärters diesem folgsam wieder in den Stall nachgezottelt, und so weiter — und so weiter Die literarische Verwertung des langen Gesprächs ergäbe ein ganzes Buch! Wir müssen es aber kürzer machen.

Die schönsten Genüsse erwarten uns beim rückwärtigen Graben, der sogenannten „Kinderstube“. Dort tummeln sich die fünf jungen Kerle, die letztes Jahr an Ostern zum erstenmal an die Öffentlichkeit traten. Genau genommen sind es zwei „Knaben“ und drei „Mädchen“, mit den Müttern und jugendlichen Torheiten schlingelhafter Buben. Mein Gewährsmann wußte auch schon ihre Namen, aber ich habe sie weiß Gott schon wieder vergessen. Nur der „Joggi“ ist mir im Gedächtnis haften geblieben.

Bei diesem Nachwuchs sind diverse „Sünden der Väter“ schon ziemlich wahrnehmbar. Als Nachkommen der grundverschiedenen „Niklaus“ und „Sämu“ herrscht hier mitunter ein böser Zank und lautes Hallo. Das Motiv heißt: Futterneid! Etwas anderes kommt nicht in Frage, denn es gibt im Bärengraben keine Stellen, Ämter und Pöstchen zu ergattern. Und für Eifersucht und Liebeschmerz sind die fünf noch viel zu jung. Ihr Instinkt für Schledereien und Delikatessen ist erstaunlich gut entwickelt. Beim Brot haben sie mit vielen Menschen gemeinsam, ihm nicht apartig viel darnach zu fragen. Für einen Büschel Rübli kommen

sie schon eher in „Schwung“, besonders an regnerischen und daher heutearmen Tagen. Beim Zucker, ungeredet verteilt, fangen sie an zu knurren; das große Interesse für Biscuits, Orangen und besonders Feigen wird mit regelrechter wüster Zankerei und Brüllerei kundgetan. Den Siedepunkt des Egoismus rufen natürlich Käse, Milch und honighaltige Leckereien hervor. Wer einen „rassigen“ Kampf provozieren will, braucht also nur von letztgenannten Dingen in die Kinderstube zu werfen, möglichst parteiisch — Schwups durchzittert markerschütterndes Gebrüll das sonst friedliche Quartier, der „Epiker“ im Haus nebenan fängt auch an zu bellern wie wild, was die zornbebende Kampfeslust im Graben bis zur Gluthitze entfacht. In solchen Momenten erscheint dann gewöhnlich der Wärter und verkündet, daß man keinen Käse füttern solle. Mißbilligend schüttelt er sein Haupt darüber, daß es immer noch Leute gibt, die trotz der gemeinderätlichen Verordnung: „Es ist verboten, die Tiere zu reizen“ u. ihren hellen Spaß an dieser Sache haben können. Kommt er dann in höchst eigener Person in die Abteilung, um die Papierseken, die Resten und den Unrat fortzuwischen, dann entweichen die Bärlein flink wie der Teufel auf ihre Tanne, die von allen noch am besten erhalten ist. Dieses ungefährliche Verhältnis wird noch ein Jahr andauern. Aber dann sind die Tiere in einem Alter, wo sich die gefährliche Bestie zu entwickeln beginnt und ihr vertrauter Freund es ratsamer findet, die Gesellschaft vorher sicher einzusperren. Besser ist besser! Der Brankenhieb der „Berna“, die vor zehn Jahren in Marau im Festzug des eidgenössischen Schützenfestes mitwanderte, ist noch in deutlicher und schmerzlicher Erinnerung!

So haben mein gutinformierter Freund und ich einen ganzen Nachmittag am Bärengraben verplaudert. Man wird vielleicht einwenden, es sei schade für die verträdelte Zeit. Gemach! Wer seine heißeste Freundschaft der stummen Kreatur schenkt, beweist damit, daß er nie einsam ist. Darin liegt eine tiefe Philosophie, geboren aus der bitteren Erkenntnis: „Seit ich die Menschen kennen lernte, liebe ich die Tiere.“

Rundschau.

Japans Pranke über China.

Möglicherweise wird man später einmal sagen, die japanische Kühnheit gegenüber China sei das beste Barometer für die gesteigerte Verwidelungsgefahr in Europa gewesen, und jeder Schritt nach vorwärts, den die Militaristen von Tokio getan, sei parallel mit einer ähnlichen Bewegung in Europa gekommen.

Was in unsern Betrachtungen über Japans Pläne öfters angenommen wurde, bewahrheitet sich: Nicht Rußland ist das nächste Ziel, sondern die Unschädlichmachung des großen gelben Bruders. Die Gefahr eines Zweifrontenkrieges gegen die Soviets und U. S. A. steht wohl am politischen Himmel, jedoch in weiterer Ferne als gewöhnlich behauptet wird. Die Berechnungen der Japaner sind sehr einfach und sehr richtig: Weder die Soviets noch Roosevelt sind willens, anzugreifen; sie können nicht oder wollen nicht. Sie würden sich nur in der Verteilung schlagen, werden also nicht um Chinas willen Menschen und Material wagen. Ist aber China einmal zu Japan „übergegangen“, braucht auch Japan keinen Krieg mehr, oder wenn es ihn braucht, hat es ihn kaum zu fürchten; sofern es ihm gelingen sollte, dieses Menschen- und Materialreservoir für sich zu organisieren, wehe der ganzen Welt!

Es war vor Monaten die Rede davon, daß in Nordchina ein japanischer Parteigänger die Oberhand gewinnen könnte; heute weiß man, daß bereits ein